

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Aus der Chronik Derer von Zimmern. Von Stadtarchivrat Dr. Erwin Vischer

[urn:nbn:de:bsz:31-336074](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336074)

Aus der Chronik Derer von Zimmern

Von
Stadtarchivrat
Dr. Erwin Vischer

So manche alte Handschriften und Bücher unterrichten uns nicht allein über große geschichtliche Vorgänge oder bedeutende Persönlichkeiten, sondern sie bieten uns auch wertvolle Einblicke in die Anschauungen und das Brauchtum jener Zeiten, in denen sie entstanden. Gerade in den scheinbar nebensächlichen Zügen prägt sich das Antlitz einer Epoche erst recht deutlich aus. Ein ebenso interessantes als originelles Stück ist die handschriftliche, sogenannte „Zimmernsche Chronik“, die in den Jahren 1564 bis 1566 abgefaßt wurde. Ihre Verfasser waren die damals in Meßkirch ansässigen Grafen Froben Christof von Zimmern und sein Oheim Wilhelm Werner von Zimmern, sowie der Sekretär des ersteren, Johannes Müller. Ihr Entstehen verdankte die Chronik dem Wunsche der Verfasser, für ihre Nachkommen eine „Historia“ (Geschichte) des alten Rittergeschlechtes zu verfassen. Nach dem baldigen Aussterben des Geschlechts in männlicher Linie (1594) kam die aus zwei stattlichen Bänden bestehende Pergamenthandschrift durch Erbschaft an die Grafen, die heutigen Fürsten von Fürstenberg, und zählt seitdem zu den Kostbarkeiten der fürstlichen Bibliothek in Donaueschingen.

Das alte freie Geschlecht Derer von Zimmern aus alemannischem Geblüt war im Raum zwischen oberem Neckar, Schwarzwald und Bodensee ansässig in Gebieten, die heute zu Baden und teilweise zu Württemberg gehören. Das Stammschloß Herrenzimmern bei Rottweil am Neckar ist längst Ruine. Die eigentliche Residenz wurde Meßkirch an der Ablach. Hier entstand im 16. Jahrhundert der stattliche Renaissancebau des Schlosses. Daneben blieb das auf steilem Felsen im oberen Donautale gelegene Schloß Wildenstein, besonders in kriegerischen Zeiten als Aufenthaltsort und Zufluchtsort bestehen. Die Mitglieder des Zimmernschen Hauses kamen außer im damaligen deutschen Reich auch in benachbarten Landen, wie z. B. Frankreich, viel herum. Sie erlebten abwechselnd Auf- und Niedergang, waren jedoch gegen ihr Ende begütert. Ihre Kulturleistungen zeigen außer ihren Bauten die Altargemälde des Meisters von Meßkirch, eines bedeutenden oberrheinischen Malers, der stark unter Albrecht Dürers Einfluß stand. Die Abfassung eines Werkes wie die Chronik zeugt ebenfalls für einen hohen Stand von Wissen und Kenntnissen, wie er nicht so häufig bei ihren Standesgenossen anzutreffen war.

Wir beschäftigen uns hier nicht weiter mit den Schicksalen der Herren von Zimmern, sondern mit einer Reihe von Anekdoten, wie sie als Beiwerk in die Chronik eingestreut sind. Teils sind es der Wirklichkeit entnommene Geschichten, teils sagenhafte Erzählungen, wie sie in mündlicher Überlieferung

zung und im Volksglauben weiterlebten. Man weiß manchmal nicht, wie weit die Verfasser alles für wahr halten, man darf aber nicht vergessen, daß diese Zeit noch tief in den Anschauungen des Mittelalters verwurzelt war, wenn auch die äußeren Formen sich gewandelt hatten. Diese Geschichten, die meist nur in losem Zusammenhang mit dem großen Ablauf der Chronik stehen, sind sozusagen Vorläufer unserer Kalendergeschichten; es soll hier nachfolgend eine kleine Auswahl daraus gegeben werden.

Da ist zunächst eine Reihe von seltsamen Käuzen, „Originalen“, wie sie heute nur noch in wenig vom Verkehr berührten Orten vorkommen. Ihre Absonderlichkeiten und Streiche in der Art des volkstümlich gewordenen Till Eulenspiegel lagen jener Zeit, in der auch die Herren von Zimmern sich Narren hielten und an ihren derben Späßen und Anzüglichkeiten ergötzten, besonders. So spielt auch das Hereinlegen und Nasführen der harmloseren Zeitgenossen eine große Rolle, wie z. B. bei dem Peter Schneider. Auch der Typus des einfältigen Schulzen taucht in der Figur des Bürgermeisters von Buchhorn auf. Hat man bei den Erzählungen dieser Art das Gefühl, daß sie auf wirklichen Erlebnissen, höchstens etwas ausgeschmückt, beruhen, so folgen solche, die im Sagenhaften wurzeln.

Als Übergang ist der Bericht über den Rattenfänger von Meßkirch eingefügt, dem übrigens in der Chronik als Gegenstück die bekannte Sage des Rattenfängers von Hameln angehängt wurde. Von Interesse ist auch die kurze Erwähnung des durch das deutsche Volksbuch und durch Goethes unsterbliches Werk berühmte, sagenhafte Gestalt des Dr. Faust und die Festsetzung seines Todes um 1539/1540 in Staufen im Breisgau.

Ins Reich der Phantasie gehört die Schilderung vom Auftreten des „Wodanheeres“ (wilden Heeres) in Meßkirch, trotz des angeblich einwandfreien Zeugen. Sie zeigt jedoch, wie stark sich alter Volksglaube erhalten hat.

Zu Meßkirch lebte einst ein Bürger, namens Peter Schneider, der war ein spaßhafter, fröhlicher Mann und seiner witzigen Person wegen weithin bekannt. Er gab vor, er sei ein fahrender Schüler und nebenher in Frau Venus Berg gewesen, und konnte darüber reden und alles mit den Einzelheiten ausmalen, daß man ihm fast hätte glauben mögen.

Als der große Reichstag zu Konstanz versammelt war, kaufte der Peter Schneider viele junge Hühner zusammen, die er in etliche Körbe tun und gen Konstanz führen ließ. Den Karren schickte er mit seinem Sohne über Stockach und Bodman; er selbst aber reiste nach Überlingen. Und weil nun gerade Wochenmarkt war, so fragte er, ob er nicht einen Stall oder zwei in der Stadt bei dem See bekommen könne, denn er lasse sich etliche hundert Hühner von Meßkirch nachtreiben, die wolle er über den See nach Konstanz führen. Damit ging er in die Stadt in des Zuckmantels Gasthaus (so hieß der Wirt auf der Herberge zunächst dem See) und aß dort mit dem Wirt und etlichen Kaufleuten zu Morgen. Unterdessen verbreitete sich in der Stadt, daß Peter Schneider von Meßkirch, der sonst den Überlingern wohlbekannt war, eine große Menge Hühner in Herden in die Stadt treiben lassen werde,

und das Gerücht griff soweit um sich, daß es den meisten und auch den Vornehmsten zu Ohren kam. Alle wunderten sich über den ungewöhnlichen Vorfall und viele liefen auch dem oberen Tore zu, um das Hühnerwunder zu sehen. Sie standen lange unter den Toren und warteten, bis die Hühnerherden kämen; der Haufe vergrößerte sich stets und wenn sie nicht schließlich wieder nachhause gegangen wären, so ständen sie noch dort. Der Peter Schneider aß zu Morgen und erzählte dem Wirt den Spaß, dann aber setzte er sich in das Schiff, fuhr über den See nach Konstanz und ließ den großen Haufen unter den Toren auf die Hühner warten.

Ein andermal war Peter Schneider wieder in Überlingen. Des nachts legte Zuckmantel, der Wirt, ihn mit anderen Kaufleuten und Gästen in eine große Kammer, deren Fenster auf die Straße gingen. Nun sah der Peter Schneider unter einem Bett ein paar zusammengebundene Weinschläuche liegen. Zufällig schnarchte der Kaufmann, der in dem Bett lag, die ganze Nacht über, so daß niemand Ruhe hatte und schlafen konnte, worüber sie ganz ungeduldig wurden. Besonders verdrießlich war Peter Schneider und sprach: „Nun höre auf zu schnarchen oder ich werfe dich zum Laden hinaus!“, das sagte er mehrmals, der andere aber wollte es nicht hören und schnarchte ruhig weiter. Darüber lachten die anderen, Peter Schneider aber stand schnell auf, ging zu des Schnarchenden Bett, erwischte die Schläuche darunter und warf sie zum nächsten Fenster hinaus auf die Gasse hinab. Weil aber der Wurf auf das Pflaster stark tönte, meinten sie alle nicht anders, als der Peter habe ihren Gesellen hinabgeworfen. Der Schnarcher hatte einen Schwager in der Kammer; der fing ein großes Geschrei an, als er den Wurf hörte, und eilte auf die Tür zu, damit ihnen der Täter nicht entrinne, redete auch den anderen zu, ihm zu helfen. Also standen sie alle auf, und fingen den Peter Schneider. Es war solcher Rumor und Geschrei in der Kammer, daß auch der alte Zuckmantel mit seinen Knechten aufstand und mit einem Licht herbeikam, um zu erfahren, was los sei. Sie hielten den guten Peter immer noch fest und erzählten dem Wirt mit heftigen Worten, wie der Peter in seiner jähzornigen Weise ihren Gesellen auf die Straße geworfen habe. Der Schnarcher war von dem Getümmel erwacht und stand während dieser Szene dabei, bei den anderen. Als sie nun die Klage eine gute Weil getrieben hatten und endlich merkten, daß der, dessentwegen sie eine solche Unruhe angefangen, noch bei ihnen sei, ließen sie den Peter wieder ledig. Der erzählte ihnen, wie er die Schläuche zum Fenster hinausgeworfen habe, und der ganze Handel wurde mit einem Gelächter beschlossen.

Als er einmal in Geschäften nach Sigmaringen ritt und bei Boll vorbeikam, sah er ein paar Weiber an der Straße in einem Hanfacker; zu denen ritt er in den Acker hinein, grüßte sie und sprach sie freundlich an. Weil aber sein Roß ihnen den Hanf zertrat, so waren sie übel zufrieden und schalten ihn, bis er wieder davonritt. Weil sie ihm aber lange nachfluchten, so kehrte er wieder um und rannte durch den ganzen Acker auf sie zu und fragte, was sie doch wollten, er habe das, was sie ihm nachschrieen, nicht hören können. Damit machte er die Weiber so wütend, daß sie mit Steinen nach ihm warfen

und er davonreiten mußte. Die Weiber aber folgten ihm und verklagten ihn vor dem Vogt in Sigmaringen deshalb. Der Vogt meldete es seinen Herren und als diese es erfahren hatten, wollten sie diese Geschichte nicht weiterreiben, weil Peter Schneider mit seinen Späßen weithin bekannt war. Also haben die Weiber den Hinweg für den Herweg gehabt.

Es kam einmal ein Bürgermeister oder sonst ein vornehmer Rathsherr von Pfullendorf auf einen Reichstag, der hieß Jakob Sauter. Er hatte langes, dickes Strubbelhaar, das ganz wirt durcheinander hing, dazu viele Knöpfe und Warzen im Gesicht. Also wurde er auf dem Reichstag von Manchem wohl betrachtet, besonders aber von einem Schalksnarren, der besah ihn oft ganz ernstlich, so daß sich die Leute darüber wunderten. Als man ihn aber fragte, warum er denn den Gesandten so genau betrachte, sprach er: „Wenn ich eine Laus wär', so wollte ich keine andere Wohnung haben als in diesem Haar und wollte ihm auch viele Meilen nachwandeln“.

Einmal reiste Kaiser Friedrich III. von dem Etschland heraus in das Vorland und kam neben anderen Städten am Bodensee auch nach Buchhorn. Nun haben die Bürger dort, Rat und Gemeinde, lange beratschlagt, wie sie ihren Herrn, den Kaiser, der zum ersten Male in seinem Kaisertum zu ihnen kam, mit hohen Ehren nach ihrem besten Vermögen empfangen könnten. Nach langer Beratung wurde beschlossen, der Bürgermeister sollte im Namen der Stadt den Kaiser mit einer Rede in den zierlichsten Worten begrüßen. Das übernahm der Bürgermeister mit gutem Willen, übergab dem Kaiser die Schlüssel der Stadttore und sagte: „Allernädigster Kaiser, meine Herren von Buchhorn heißen Euer Majestät willkommen und schenken Ihr hiermit zehn Gulden in Gold als Verehrung in diesem Tüchlein verknüpft, und wenn Ihrs nicht glauben wollt, mögt Ihr aufmachen und zählen lassen“, damit gab er dem Kaiser das Tüchlein in die Hand. Der hat es ganz gnädig angenommen und über die guten, einfältigen Leute gelacht. Als nun der Kaiser in die Stadt gekommen, stieg er vor des Bürgermeisters Haus ab, wo er wohnen sollte. Da trat der Bürgermeister abermals vor und brachte dem Kaiser einen großen Klumpen Schlüssel und sagte, dies seien die Schlüssel zum ganzen Haus, da könne Seine Majestät jetzt in alle Kammern und Gemächer gehen und selber einnehmen, was er wolle und was ihm gefalle. Der Bürgermeister war sehr eifrig um den Kaiser herum und hat sich soviel bemüht, daß ihm zuletzt — etwas Menschliches passierte, worüber der Kaiser und alle Umstehenden über alle Maßen lachen mußten. Aber der Bürgermeister ist über die öffentlich begangene Unanständigkeit dermaßen erschrocken, daß er nicht lange mehr vor dem Kaiser blieb, sondern schamrot davonschlich. Aber er blieb dennoch im Amt. Das gereichte hernach denen von Buchhorn zum Vorteil. Als nämlich Kaiser Friedrich den großen Reichstag zu Köln hielt, da ließen alle Stände und Städte sich ihre alten Privilegien erneuern. Da aber die Gesandten in so großer Zahl erschienen, wurden sie meistens lange Zeit aufgehalten. Also gedachte der Kaiser an seinen alten Wirt, den Bürgermeister von Buchhorn, und fragte: „Wo ist denn der gelungene Bürgermeister von Buchhorn?“ Darauf befahl er einem Sekretär, der gerade da war, man solle

ihm als Erstem die Freiheiten seiner Stadt bestätigen und ihn ziehen lassen. Also ging es dem Bürgermeister ganz wohl, was sonst keinem der Gesandten geschah.

Ein Bader namens Paule aus Pfullendorf reiste einmal mit seinem Tochtermann, dem Jakob Maienbron, nach Hausen an die Donau, da wollten sie etliche wunde und bresthafte Leute verbinden und verarzten. Nun war es ein trockener Sommer, so daß an vielen Orten die Brunnen versiegten und großer Mangel an Wasser entstand. In Kreenheinstetten wollten sie ihre Rosse tränken, das aber war verboten, keiner durfte bei einer Strafe von fünf Schilling Wasser schöpfen. Die Bauern hatten unter sich die Anordnung getroffen, daß jeden Tag morgens und abends einem jeden Einwohner das Wasser nach Gebühr zugeteilt wurde, je nachdem einer für Vieh und Leute brauchte. Als nun der Paule seinem Roß Wasser schöpfen will, wird ihm vom Amtmann, der hieß Gertenstiel, war ein böser Bauer, das bei fünf Schilling Strafe verboten. Spricht Paule: „Och und Pfuch! Ich hab etliche hundert Gulden meine Lebtag für Wein ausgegeben, da kann mir mein Roß auch einmal fünf Schilling vertrinken“. Damit zahlte er den Bauern das Strafgeld, schöpfte seinem Roß Wasser und ließ es genug trinken.

Von altersher und bis in das Jahr, als man zählte 1538, sind der Ratten so viele in Meßkirch gewesen, daß sie oft in Getreide und sonst großen Schaden getan, auch den Leuten viel Unruhe und Mühe gemacht haben; deshalb mußte die Herrschaft und die Stadt viel Fanglohn zahlen, man gab den armen Leuten für jede gefangene Ratte einen Heller aus öffentlichen Mitteln. Nun kam in dem obgemeldeten Jahr kurz vor Weihnacht ein Abenteurer nach Meßkirch, von Bräunlingen gebürtig; der erbot sich, wenn man ihm eine gebührliche Belohnung gäbe, die Ratten in der kommenden Christnacht aus Meßkirch zu vertreiben und verbannen, so daß man in ewigen Zeiten keine mehr in der Stadt sehen und spüren sollte. Weil es nun ein unachtbarer (unansehlicher) Mann war, so glaubten wenige, daß er etwas ausrichten könne, aber trotzdem verglich sich die Bürgerschaft mit ihm wegen der Besoldung. Es war nicht viel, nicht mehr als vier oder fünf Gulden; die sollten ihm erst bezahlt werden, wenn die Kunst gewirkt hätte. Als nun die Christnacht kam, durchschritt er alle Gassen und Gäble in dem ganzen Flecken. Das trieb er die ganze Nacht bis Mitternacht, und als man zwölf Uhr läutete, ging er aus der oberen Stadt auf das Marktbrücklein und verbannte die Ratten aus der Stadt. Was er aber dabei für Zeremonien oder Worte brauchte, das hat niemand gesehen und gehört, denn er ließ niemand zusehen oder zuhören. Er mag aber getan haben, was er wollte, jedenfalls sind die Ratten in der nächsten Woche dermaßen verschwunden und weggekommen, daß man keine mehr in der Stadt gesehen ...

Um die Jahre 1539/1540 ist der Faustus (Doktor Faust) zu oder nicht weit von dem Städtlein Staufem im Breisgau gestorben. Er ist zu seiner Zeit ein wunderlicher Nekromant (Totenbeschwörer, Magier) gewesen, wie man in unseren Zeiten in deutschen Landen nur einen hat finden können, er hat auch hier und dort viel seltsame Händel gehabt, daß man ihn in vielen Jahren nicht leicht vergessen wird. Er ist ein alter Mann geworden und wie man sagt, elendiglich gestorben. Viele haben nach allerhand Anzeichen vermutet, der böse Geist, den er zu seinen Lebzeiten nur seinen Schwager nannte, habe ihn um-



Im Moment, in dem sich der russische Koloß von Europa den Weg durch Asien bis nach dem Fernen Osten hin erkämpfte, im Augenblick, da die nordamerikanische Union ein von England ebenso unabhängiges wie gänzlich unangreifbares Gebilde wurde, und noch mehr in der Zeit, da das japanische Kaiserreich — ähnlich wie Italien und Deutschland — aus seinem Schläfe erwachend, zur Vormacht im Fernen Osten emporstieg, waren die Voraussetzungen des Bestandes des britischen Weltreiches überhaupt grundsätzlich andere geworden. Nicht gegen Europa konnte dieses Gebilde auf die Dauer erhalten werden, sondern höchstens mit Europa.

Aus der Führerrede vor dem Deutschen Reichstag am 26. 4. 1942

gebracht. Die Bücher, die er hinterlassen, sind den Herrn von Staufen, in deren Herrschaft er gestorben ist, übergeben worden.

Im Jahre 1550 hat man das Wodansheer zu Meßkirch gehört. Es fuhr in einer Herbstnacht nach zehn Uhr vor dem Bannholz mit großem Ungestüm über die Ablach auf Mönchsgereut zu, und als es eine gute Weile dort umhergetobt, kam es die Herdgasse herunter, dann neben dem Siechenhaus und Unserer Frauen Kirche über die Ablachbrücke, dem Bach nach an die Stadt und die Katzenstiege hinauf mit wunderbarlichem Getöse, lautem Geschrei, Klingeln und einem großen Sturm, der es trieb. Dann fuhr es, wie die Wächter auf dem Turm und andere in der Stadt wohl hörten, aber der Finsternis wegen nicht sehen konnten, dem Hårdtlin zu, durch dieses hindurch und neben Rohrdorf in die Hardt. In der Nacht ist es noch bis Veringen an der Lauchard gekommen. Als es durch den Ort fuhr, etwa um zwölf Uhr nachts, ging zufällig ein Wächter mit Namen Hans Drescher auf der Gasse, der wollte die Stunden ausrufen. Indem ging das Getöse an und kam vom Schloß herunter. Da schrie ihn auf dem Markt einer an: „Manno, Manno!“ Der gute Wächter fürchtete sich und merkte wohl, daß es nicht mit rechten Dingen zuging; darum wollte er nicht gleich Antwort geben und kommen. Der andere trieb das Schreien und Rufen doch so lange, bis der Wächter zuletzt hinging. Da fand er einen furchterregenden Mann, wie ein Kriegsmann gekleidet; dem war das Haupt bis an den Hals in zwei Teile gespalten, deren einer auf der Achsel lag. Der wunde Mann oder das Gespenst bat den Wächter, er solle ihm den Kopf wieder zusammenbinden, damit er dem anderen Haufen nachfolgen könne, und dabei zog er ein Handtuch aus dem Wams oder Ärmel, womit der Wächter ihn verbinden solle. Der ist aber ganz erschrocken und entschuldigte sich, er könne ihn nicht verbinden, das sei nicht sein Handwerk, aber er wolle ihm gerne einen Barbier holen, damit wollte er von ihm loskommen. Der andere ließ es aber nicht zu, so daß der Wächter ihn zuletzt verbinden mußte. Inzwischen erzählte er dem Wächter, er sei von Veringen gebürtig, in einer Schlacht sei ihm das Haupt gespalten worden, jetzt fahre er mit dem Wodansheere. Er dankte ihm für das Verbinden und sprach, der Wächter solle ihm nicht nachsehen; denn sonst würde ihm daheim nicht glücklich ergehen. Damit schieden sie voneinander. Ich weiß nicht, ob der Wächter ihm doch nachgesehen hat; er ging heim, ward krank und legte sich nieder. Ganze sechzehn Wochen mußte er zu Bett liegen, inzwischen redete er weder wenig noch viel. Das ist also gewiß geschehen und der Wächter lebt noch in Veringen.

D' Zähn

„O Bäsli, Bäsli,“ sait 's klei Len,

„Hähä, wia butsch du dini Zähn?“

„Eh,“ mient sie, „was git 's do denn z'lache?“

Ich mach 's, wia 's denkwohl alli mache.“

„Jo, des,“ sait 's Len, „des isch nit wohr.“

D' Großmueder g'heit sie in 's Lavor.“

August Ganther